

(Nachdruck verboten.)

86)

Das tägliche Brot.

Roman von C. Wiebig.

Ueber das Gemurmel, das Gewisper, das Gesurr hinweg erhob sich durchdringend die Stimme des Redners.

„Wo ist die erste Seele — wo — wo?! Bruder, Schwester, was ist dein Ziel, Himmel oder Hölle? Denk an die Ewigkeit! Rette deine Seele!“ Bittend, drohend, beschwörend klang es: „Rette, rette deine Seele!“

Eine hohe Mädchenstimme intonierte:

„Weißer als Schnee, ja, weißer als Schnee!“

Und mächtig fiel der Chor ein:

„O wasch mich im Blute jetzt weißer als Schnee!“

Wieder rief der Redner:

„Der Teufel und die Heilsarmee hassen sich. Daß so viele Menschen die Heilsarmee verfolgen, kommt daher, weil sie in der Gewalt des Teufels sind. Seht hier! Engel und Teufel und arme Seele!“

Auf dem Podium erschienen drei Gestalten. Mine erkannte die hübsche Blonde vom Eingang; die hatte jetzt ein weißes Tuch über den Kopf gehängt, und ihr Kleid wurde verhüllt durch ein großes weißes Laken. Sie war der Engel.

Dem Engel gegenüber stand der Teufel, ein zottiges Fell um die Schultern, zwei Hörner an die Stirn gebunden. Und zwischen beiden ein junges Mädchen, halb Kind, halb Jungfrau: die arme Seele.

„Wo führt der Weg?“ sprach die Seele mit ängstlicher Stimme. „Ich wohne im Dunklen, da ist niemand, der mir ihn weist!“

„Ich weise Dir den Weg.“ Der Teufel verstellte die rauhe Stimme ganz fein. „Komm her, liebe Seele, reich mir deine Hand, dann wandelst du auf Blumenpfaden und sehr bequem! Ich gebe Dir Schmuck und schöne Kleider, goldne Ketten und diamantene Ringe. Du sollst zu Ballen und Konzerten gehen, sollst singen und tanzen, Du bist den Augen angenehm, Du hast Freunde und Anbeter, Dein Haar kräuselt sich in Locken, Du hüpfest an der Freude Hand!“

„Wer bist Du? O, sage mir, wer Du bist, Du lieber Mann!“

„Ich bin ein Fürst, ein Fürst gar mächtig. Mein sind die Länder von Sonnenaufgang bis Niedergang. Mein ist die ganze Welt —“

„Glaube ihm nicht,“ fiel hastig der Engel ein, „wohl ist er ein Fürst, aber ein Fürst der Hölle. Arme Seele, leg nicht die goldnen Ketten und diamantnen Ringe an, sie sind die Schlingen, die die Hölle nach Dir auswirft. Schmiede Dich nicht mit schönen Kleidern, sie sind Gewebe der Sündel Kräuelse nicht Dein Haar in Locken, sie sind Fallstricke, die die Arglist dir legt! Suche nicht Vergnügungen, sie sind Anstiftungen des Bösen! Höre nicht, was Freunde und Anbeter sagen, es ist der Teufel, der aus ihnen spricht! Er will Dein Verderben. Er reizt Dich in den Sumpf — immer tiefer, tiefer, tiefer sinkst Du ein. Schon ist Dein Herz versunken — immer höher, höher steigt der Schlamm. Jetzt geht er Dir bis zum Hals — jetzt füllt er Dir schon den Mund — Du ächzt, Du gurgelst, Du erstickst — — — und der Teufel ist schnell bei der Hand und nimmt Deine Seele und wirft sie in einen glühenden Ofen, die Flammen der Verdammnis umlodern Dich, Deine schönen Locken werden zu feurigen Schlangen, die Dein Haupt umzingeln — o Du arme Seele —“

Ein gellender Schrei ließ Mine aufschrecken. Grete hatte sich in die Höhe gebäumt, beide Hände vor sich streckend, schrie sie laut: „Trudel!“ Dann brach sie zusammen, vornüber, mit der Stirn die vordere Bank streifend.

Mine bemühte sich angstvoll um sie. Sie hielt sie im Arm; alle Glieder Gretes zuckten im Krampf, knirschend biß sie die Zähne aufeinander und verdrehte die Augen.

Silfesuchend sah sich Mine um. Aber niemand nahm Notiz von ihnen, aller Aufmerksamkeit war auf das Podium gerichtet, wo Engel und Teufel die arme Seele hin- und herzerren.

Atemlose Spannung. Fiebernde Anteilnahme. Endlich der Triumphgesang des Engels:

„Gerettet, gerettet! Kommet her zu mir, hier ist das Heil! Tretet ein in die Heilsarmee — wo ist die erste Seele — wo — wo —?“

„Halleluja, Halleluja!“ Eine junge, gutgekleidete Frauensperson stürzte auf das Podium.

„Ich war eine arge Sünderin,“ rief sie und fiel auf die Knie. „Ich suchte mich, ich ging zu Tanz. Halleluja, jetzt bin ich gerettet! O wie ist es schön, gerettet zu sein, gerettet, gerettet!“

„Sind noch mehr Seelen da?! Keine Seelen mehr?!“ Die Offiziere verteilten sich im Saal und durchforsteten die Reihen.

„Keine Seele mehr? Rette, rette deine Seele!“ Und noch andere stürzten auf das Podium, Männer, Frauen, in buntem Durcheinander; und alle bekannten sie ihre Sündhaftigkeit und priesen das Glück, gerettet zu sein.

Ein verzückter Jubel hatte sich aller Teilnehmer bemächtigt. „Halleluja, Halleluja!“ tönte es von allen Ecken und Enden. Das Klavier dröhnte unter harten Akkorden, los schmetterte der Gesang, aus hundert Kehlen wie aus einer Kehle:

„Ueber mir, ueber mir, ja es rauschet,
In die tiefe Flut ich getaucht —
Ueber mir, ueber mir, ja es rauschet,
Waschend weiß wie Schnee!“

Ziel die Decke nieder? Es war Mine, als senke sich ein ungeheurer Druck herab — ha, die entsetzliche Luft hier! Verdrückt sah sie sich um: waren die denn alle verrückt? Wie konnte sie nur jemals hier eine Zuflucht finden wollen? Wäre sie nicht so traurig gewesen, sie hätte gelacht.

Ihre ganze Aufmerksamkeit richtete sich nun auf Grete. So leicht auch deren dürrer Körper war, es kostete doch Mines ganze Kraft, sie in ihrer tiefen Ohnmacht bis zum Ausgang zu bringen.

Draußen schlug Grete bald die Augen auf. Mine saß auf einem Balken und hielt ihren Kopf im Schoß.

„Grete, was haste denn nur?! Wie is der jetzt?“ „Mich is oft so elend,“ flüsterte das Mädchen. „Und denn hatt ich auch Hunger, un denn dacht ich an —“

Sie sprach nicht weiter, ein Schauer überlief sie. Arm in Arm schlichen beide durch das dunkle Gäßchen zwischen den Bretterwänden. Nur einen begrenzten Ausschnitt des Himmels konnten sie sehen, mit mattflammenden Sternen daran.

18. Kapitel.

Mine hatte keine Hoffnung mehr. Es war der letzte Abend vor ihrem Dienstaustritt. Sie saß in der Küche, den Ellbogen auf den Tisch gestemmt, den Kopf in die Hand gestützt.

Herr und Frau Bief waren zu Hause; drinnen im Zimmer erklang lustiges Gelächter, lustiger als das Trillern des Kanarienvogels. Es waren doch gute Leute! Vorhin war Herr Bief draußen gewesen und hatte ihr schon den letzten Lohn ausgezahlt; morgen, wenn er von der Bank kam, sah er sie vielleicht nicht mehr, das neue Mädchen sollte schon mit dem Frühesten aufziehen. Er hatte ihr noch fünf Mark über den Lohn auf den Küchentisch gelegt und gesagt: „Sie sind immer sehr aufmerksam gegen meine Frau gewesen. Sie hätten jahrelang bei uns bleiben können — schade!“

Da hatte sie weinen müssen, weinen ohne Unterlaß. Jetzt hatte sie keine Tränen mehr; alle ausgeweint. Morgen um diese Zeit stand sie längst auf der Straße — ja, auf der Straße. Wenn es nur gutes Wetter war, daß ihr der Storb nicht verregnetel! Sie wußte ja nicht einmal, wo sie den unterstellen sollte. Bei Artur?! Ach, der konnte sein Zimmer nicht beibehalten, wenn er keine Stelle mehr hatte. Bei Reschkes?! Die hatten sie ja herausgefragt. Bei Berta —? Galt, das war noch ein Gedanke! Die war von zu Hause, die lieb die Kameradin nicht im Stich. Wenn sie sich noch heute abend aufmachte und die fragte?

Schwerfällig erhob sie sich und pochte an der Stubentür; sie würden ja nichts dawider haben, wenn sie ausging, aber sagen wollte sie's doch wenigstens. Drinnen ein Geplauder,

ein Gefäßer; ihr Klopfen wurde gar nicht gehört. So machte sie sich leise davon.

Heut war ein linder, milder Abend, ein Abend, der vollen Frühling verheißt. Unter den alten Bäumen der Potsdamer Straße duftete es; es war, als hätten all die braunen Blattknospen Leben bekommen. Tief im Baum regte sich's, ein Treiben, ein Schwellen — es drängte zum Dicht.

Als Mine dahin schritt, fühlte sie's in ihrem Schoß sich regen, eine treibende Unruhe, ein mahnendes Klopfen — es drängte zum Dicht.

Sie dachte plötzlich an zu Hause. Einer Vision gleich sah sie durch die frühlingssfeuchten Nette hindurch, die Laternenchein silbrig beglänzte, weit, weit die Heimatflur. Da tat die Erde jetzt ihren Schoß auf, da roch der Acker kräftig nach Nahrung und Gedeihn. Junge Saat schoß auf, frühlingssgrüne, hoffnungssrische Saat, und aller Blicke hingen daran mit Freuden.

Sie machte sich das Bild gar nicht klar, aber sie empfand's unbewußt, mit einem dumpfen Schmerz: ihre Saat würde niemand mit Freuden begrüßen.

Immer langsamer, immer schwerer wurde ihr Schritt. Nun war sie am Selingerischen Hause; sich an der Portierloge scheu vorbeidrückend, schlich sie über den dunklen Hof, die Hintertreppe hinauf. Wenn nur nicht die Köchin da war! Vor der genierte sie sich.

Noch war sie nicht ganz oben, so hörte sie schon lautes erregtes Sprechen

(Fortsetzung folgt.)

Seine Majestät Ochs.*)

Eine Pariser Karnevalsitzze von Wilhelm Holzamer.

Guldvollst, mit den gütigen, großen, gleichgültig-treuen Augen, die Seinem Geschlechte eignen, schaute der Gewaltige über die Menge, ihm zujubelte. Er liebte das große Gepränge, den Glanz der Feste, die bunten Uniformen und phantastischen Gewänder, die stolzen Reiter und die geschmückten Frauen und Jungfrauen, die schmetternden Fanfaren, die Seinen Ruhm verkündeten und die überströmende Beliebtheit bei Seinem Volke, die geschmückten Häuser und prangenden Triumphbogen. Und er liebte die laute, milde Wärme des Frühlingss und den strahlenden hellen Glanz der Sonne, der eine Gloriole um Sein Herrscherhaupt legte und Seine edle Seele mit allem Schönen und Wunderbaren erfüllte, was diese kurze Zeitlichkeit zu bieten vermochte. Er liebte es, denn er sah darin einen sündigen Vorglanz des Nachruhms, der durch alle Zeiten strahlt und den zukünftige Geschlechter in allen Tönen und Stimmen, in Wort und Klang, in Metall und Stein feiern und den weiteren Nachkommen verkünden werden.

Er war Seiner Herrschaft der Hundertste und hatte den Namen Romulus gewählt, um auch in Seinem Namen Seine Bedeutung auszudrücken und zu bekräftigen, denn er liebte, als echter Franzose, die großen Worte und die historischen Beziehungen und nannte sich eben Romulus. Er stammte aus einem alten Geschlechte, reich an Gliedern und verprechenden Sprossen, weitverzweigt in dem Lande der grünen Weiden und der behaglichen Satttheit, der gefüllten Schaber, des duftenden Heues und der stroyenden Garben. Aber dennoch war er ganz plötzlich und unerwartet zu der Höhe Seiner Macht aufgestiegen; denn es waren noch andere aus Seinem und einem anderen Geschlechte gewesen, die ihre Regierungsansprüche hätten geltend machen können. Aber er überragte sie alle schließlich, wenn auch nicht an Bedeutung und Alter, so durch Seine gewaltige Wichtigkeit, und so kam es, daß eines leuchtenden Tages die Gesandten Seines Reiches kamen und ihm huldigten, als dem Erwählten, mit Rosen und Streicheln, und sie führten ihn in Sein neuererbtes Reich ein und führten ihn auf seinen erhabenen Thron. Und nun genoß er in feierlichem Umzuge die Wonnen Seiner Macht, die Lust Seiner hohen Stellung, die unermeßliche Bedeutung Seiner Größe und Wichtigkeit und die anhänglichen, liebenden Gefühle Seines bedürftigen Volkes. Er fühlte das größte aller Herrschergefühle: das Gefühl Seines unbedingt Notwendigen und Unentbehrlichen.

Vor Behagen vor sich sich hinbrummend, in tiefen, inhalts- und bedeutungsvollen Tönen, die jedesmal die treuergebene Besorgtheit harrender Diener herbeiriefen, genoß er Seinen Triumph.

Er sah die Straßen gefüllt mit Zuschauern, groß und klein, jung und alt, begeistert alle, strahlend alle im Anblick Seiner gewichtigen Herrlichkeit, lachend, jubelnd, winkend, rufend, hingerissen in den aufrichtigsten, überschwänglichsten, anhänglichsten Gefühlen, außer sich in der überwältigenden Sonne, ihre tiefsten und höchsten menschlichen notwendigsten Bedürfnisse in ihm befriedigt zu sehen,

*) Am Faschnachtstag wird in feierlichem Zuge ein preisgekrönter Ochs (boeuf gras) durch die Straßen von Paris geführt.

in ihm die Verkörperung ihres innersten Lebensinhaltes und eigent- lichen Lebensgedankens erblicken zu dürfen und ihm huldigen zu können.

Zu Festen und Feiern führte er die Menschen, zu glänzenden Mahlen und fröhlichen Gelagen. Er liebte sie mit dieser großen Liebe, mit der sie ihn liebten. In dieser Liebe und Gegenliebe sah er die wahre Würde und die wahre Krone Seiner Herrschaft, die eigentliche Fruchtbarkeit, den Segen und Erfolg Seines Herrschens, und er konnte kein größeres und schöneres Gefühl, als diese Liebe sich betätigen zu sehen, als sie selbst zu betätigen bis zur völligen Hingabe, zur vollen Aufopferung für Sein Volk, Seine Getreuen und Getreuesten und alle die, die ihn mit Rosen und Schmeicheln umgaben und Seine Futtertrippe immer nur voller füllten. Er sah in Seiner Würde und in dem Glanze Seines Herrschens nicht nur Rechte, die ihm die sichtbare Gnade des Zufalls verliehen hatte, er sah auch die große Pflicht in ihnen, die alles in sich fassende, in sich begreifende Pflicht der Hingabe, der völligen Auf- gabe all Seiner egoistischen Meinungen, Absichten, Zwecke und Vor- haben, Pläne und Wünsche und Bedürfnisse an die Bedürfnisse Seiner Untertanen bis zum Letzten und Kleinsten; denn dieses war der Stolz und die Auffassung Seines Geschlechts von alters her, dem alle Seine erlauchten Vorfahren treu geblieben waren. Das war der große und unvergängliche Ruhm aller Seiner Ahnen und sollte auch der Seine werden. Würdig in die Reihe Seiner großen Vorfahren wollte er sich stellen und in ihren Fußstapfen wandeln.

Und so waren vor Seiner Huld alle gleich, allen gab er, die fordernd, bittend und begehrend zu ihm kamen. Nicht mit bloßen Versprechungen und schwungvollen Verheißungen heifte er sie ab, er brachte ihnen das wahre Fleisch, das nährte und kräftigte, den Körper stärkte und das Mark und die Knochen stärkte und den Geist zu allen großen Taten und den tiefsten Gedanken des Nachmittags- schlummers fähig machte.

Aber er wußte nicht, daß viele waren, die hungrig nach Seinen Füllen und Ueberflüssen schrien. Ein nichtsmüdiges Scharzantum hatte ihm das verborgen und das Weltbild in einem falschen Sinne und im Geiste des dunkelsten Mittelalters ausgemalt. Er wußte nicht, daß viele sich herbeidrängten, hungrigen, Inurrenden Magens, und leeren, brennenden Gedärms wieder abziehen mußten, mit enttäuschten Hoffnungen, mit unerfüllten Wünschen, matt, elend, ge- brochen, allen Widerwärtigkeiten, allen Härten und Schwierigkeiten des Lebens, allen Noheiten und Niedrigkeiten preisgegeben, leidend an diesem grauenhaften Elend, an diesem menschenunwürdigen Dasein, das die natürliche Volkskraft untergrub und alles neue Aufstreben in Keim und Trieb erstickte.

Und nur, weil die, die im Ueberflusse hausten, für die Ver- dürftigen, die ihnen als die Varias des Lebens galten, und die es bleiben sollten, nichts übrig lassen und abgeben wollten.

Der Große Romulus hörte wohl die Rufe um Nahrung, die Schreie nach Sättigung, aber er mußte fählos bleiben. Die Scharzanten schlüßerten ihm die Ohren taub mit ihren süßen Neben- und verlogenen Darstellungen. Und so war er selbst machtlos gegen diesen stärkeren Feil der Menschheit, die sich mit altererbten Rechten gewappnet hatte und nun verrückte Vorteile ausnutzte, um sich zu den vollen Fleischtopfen vordrängen und sie für sich zu behalten, den anderen nur die leeren Schüsseln hinhaltend und sie noch mit Spott und Hohn überschüttend zu ihrem Hunger.

Romulus der Hundertste hörte die Bitten und fordernden Rufe, und er sentte unwillig das horngekrönte Haupt. Man hatte ihm gesagt, das sei eine lässende Meute roter Hunde, die hinter ihm her heulten und nicht genug haben könnten. Eine rote Motte, elende Gefellen, nichtswürdiges Gefindel, Anarchisten, Verschwörer, Revolutionäre, Auswurf der Menschheit, Abschaum der Gasse, die alles Bestehende stürzen wollten und gegen die erhabene Gerechtigkeit der bürgerlichen Ordnung ankämpften, um die vermeintliche Ungerechtigkeit, die ihnen zugefügt worden, zu rächen; die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in Taten umsetzen wollten, während das doch, nach altem verbrieftem Rechte, festgelegt in den Akten der großen Revolution, nur Worte seien, die die Machthaber bald als Köder benutzen könnten, bald dem nimmersatten Moloch Volk um die Ohren hauen müßten, daß sie davon klingelten und sausten und der Moloch sich auf eine Zeitlang ruhig verhielt.

Darum verabschiedete Romulus der Hundertste, der Gewaltige, der Große, der Gewichtige und Gute, der Außerordentliche und Einzige die rote Motte und gab ihr nichts von Seinem Fett und Fleisch. Denn er war überzeugt worden, daß nur so die Welt bes- stehen und ihre heilige Ordnung segensreich werden könnte. Hinter Seinem Triumphwagen, zur Pentenarfeier Seiner Dynastie durch die Straßen der Lichtstadt Paris gezogen, mochten die roten Hunde heulen.

Und mit tiefem Sinnen und in die allererhabenen Gedanken Seiner erlauchten und unergründlichen Geistigkeit versunken, zog Romulus, der Herrscher Ochs, in das Schlachthaus ein.

Die vollen Magen vergnügten sich in überfüllenden Festen, damit sie rascher leer wurden, um sich mit seinem frischen, saftigen Fleische wieder füllen und von neuem ergötzen zu können.

Und das lustige Volk von Paris, mitten in der Dürre der Fasten, hatte wieder einmal, abermühtig, wie es ist, seinen fettesten Ochs im Lande bejubelt, Romulus den Hundertsten aus dem Ge- schlechte der Bourbonnais, berühmt von alters her. Und es hatte jubelnd die Einrichtung der Welt in ihren Gegensätzen und Un-

Aberbrüderlichkeit verspottet und sich selbst nicht dabei gesöhnt. Dem Romulus ist kein Herrscher, sondern er ist eine Herrschaft, die Herrschaft des Geldsacks in ihrer entwickeltesten Mastzucht.

Das deutsche fastnachtspiel.

Die lomische Kraft und derbe Sinnlichkeit, die sich in der „grobianischen“ Epoche des deutschen Mittelalters so urwüchsig und ungeschlachtet auslebte, feierte ihre unbändigsten Feste zur Fastnachtzeit und entfaltete ihren dramatisch-dichterischen Sinn in den Fastnachtspielen. Diese Spiele sind uns daher nicht nur wichtig als die bedeutungsvollsten Keime und Ansätze eines weltlichen deutschen Dramas, sondern sie stehen auch da als die frühesten kolossalischen Dokumente germanischer Heiterkeit und Humors. Ein erschütterndes, alle Fesseln zerberstendes Lachen dröhnt durch diese Schnurren und Possen, eine ungeheure Gesundheit tobt sich in ihnen aus, und der Mundgesang geht um wie in Auerbachs Keller: „Uns ist so kannibalisch wohl als wie 500 Säuen.“

Die langen strengen Fasten, die die Kirche vor der Passionszeit angeordnet hatte, hatten all die Lustbarkeiten und Feiern, mit denen das Volk bereinst den Frühlingsanfang begleitet, verdrängt, so daß sie erst am Auferstehungstage wieder hervorbrechen konnten. Aber einen noch größeren Teil ihrer Feste verlegte die ungeduldige Menge vor die freudenlose Zeit des Fastens, und so brauchte denn der volle Strom der mächtig empordrängenden Lebenslust in den letzten Tagen der Fastenzeit, besonders zu Fastnacht, am stärksten und wildesten gegen die Stauung, die die Kirche errichtet und brach sich Bahn in Umzügen, Verwummungen, in Tänzen, Liedern und Spielen. Eine Zeit des Rausches, des Jubels und der Sinnlichkeit war hier geschaffen, aus der, wie einst bei dem Dionisiosfest der Athener, das Drama geboren werden sollte. Schüchtern sehen wir Elemente des Humors und des Realismus zwar schon in den lomischen Zwischenstücken der geistlichen Mysterien im 14. Jahrhundert aufblühen, aber erst und frei wagte sich das weltliche Drama erst im 15. Jahrhundert hervor, wo es bald im Fastnachtspiel die Herrschaft erlangte. Seit Jahrhunderten hatte sich ja schon in der mittelalterlichen Literatur ein Schatz von kleinen Erzählungen, Schwänken, Scherzsprüchen angesammelt, aus dem in Italien, hauptsächlich durch Boccacios Meisterschaft, die Kunstform der Novelle entstand. Romische Charaktertypen, lächerliche Fragen und Rätselspiele waren so gegeben und liefen in aller Munde um; sie wurden aber besonders häufig erfunden, gebraucht und ausgeschmückt zur Fastnacht, gleichsam dem „Höhepunkt der Saison“ in den großen Städten, wo Patrizier und Zünfte in ihren Trinkstuben sich wohl sein ließen. Wie man für diese Zeit die Mägen schon lange vorher abhüttete, damit sie das „groß Schlemmen und Saufen“ gehörig aushalten könnten, so wekten erfinderische und übermüthige Köpfe beizeiten ihren Scharfsinn, um für die Narrenwoche einen recht tollen Mummenschanz, ein paar fastige Sprüchelein und einen kräftigen Scherz in Reimen vorzubereiten. Freiwillig sammelten sich dann, wie die ersten Kommodianten des Altertums, ein paar gleichgesinnte Burschen und zogen in allerhand Verkleidungen als Narren, Bauern, Bettler, wilde Männer und dergleichen von Haus zu Haus, rüdten wohl in den Trinkstuben oder auch in den Privathäusern von Bekannten ein paar Wänke als Bühne aneinander und begannen etwas vorzuspielen, wofür sie dann eine gastliche Bewirtung erhielten. Pfeifer zogen ihnen voraus; ein Vorläufer oder Ausführender führte sie.

In vielen der uns erhaltenen Fastnachtspiele läßt sich diese Eingangssituation noch ganz deutlich erkennen. Der „Ehrenhold“, wie der Anführer nach dem ritterlichen Festordner bei Turnieren noch bisweilen genannt wird, leitet mit einem Spruch an den Wirt die Vorstellung ein, bittet um Platz und Ruhe, erklärt den Zweck des Kommens und gibt den Inhalt des Stückes an. Dann treten die einzelnen vor und sagen ihren Spruch, je nach der Maske, die sie vorstellen, als Liebesnarren, als Trunt, als Quadsalber oder als Teufel, kurz als einer jener Typen, wie sie die Volksliteratur darbietet. Oder jeder erzählt ein lustiges Erlebnis, ein lomisches Stücklein. Endlich spricht dann der Charführer als „Ausführender“ den Epilog, bittet um Entschuldigung wegen allzu großer Derbheiten, womit es aber nicht sehr ernst gemeint war und fordert wohl auch in diesem „Gesegeheim“ einen Trunt für die Spieler. Dann blasen die Pfeifer noch einen Tanz und die Gesellschaft zieht weiter. Von einer dialogischen Verknüpfung, einer dramatischen Handlung ist zunächst keine Rede. In Rätselspielen macht sich dann zuerst mit Frage und Antwort ein ganz primitiver Dialog bemerkbar, und aus dem Zwiegespräch entsteht ein Streitgespräch, das wohl auch in eine Schlägerei ausartet, an die dann ein Prozeß geknüpft wird. Die Gerichtsverhandlung wird zum eigentlichen Hebel, um den sich die dramatische Entwicklung des Fastnachtspiels dreht. Romische Rechtsfälle sind ein uralter Stoff der Poesie. Das dramatische Element der Gerichtsszenen ließ sich am reinsten aus der Wirklichkeit in die Kunst übertragen. Der Prozeß Adams und Coas mit dem lieben Gott als Richter erscheint daher immer wieder in den Rätselspielen und in lustiger Verzerrung in den Fastnachtspielen. Ein Reichthum an Figuren, eine wechselnde Fülle von Themen kommen durch dieses Prozeßelement in die Schwänke. Da tritt der Richter auf mit den Schöffen, ferner Kläger und Beklagter, dann die lange Reihe der Zeugen. Nicht selten handelt es sich um Streit-

sachen zwischen Braut und Eheleuten, weil solche Situationen zu den derbsten Unanständigkeiten Anlaß geben. Die Ansichten der Schöffen gehen auseinander; die ernsthaft-gerechten wollen den Sünder nach altgermanischem Recht an dem Gliede strafen, mit dem er sich vergangen; die anderen sind mehr für eine Geldstrafe, die man verkaufen kann. Der würdige, aber ungeduldige Richter spricht den Disputierenden zu: „Ihr Schöffen, seht die Sach' recht an! Mich dürstet! Macht's kurz! Laßt uns gahn!“ und entscheidet natürlich höchst unparteiisch für die Geldstrafe. Sehr beliebt sind auch die Preisgerichte, bei denen etwa eine Frau dem einen Apfel bietet, der die größte Narrheit begeht, und die zehn Kandidaten sich im tollsten Unfinn übertrumpfen. So weitet das Fastnachtspiel seine Formen allmählich aus, und wenngleich das epische Element in langen Erzählungen noch immer überwiegt, so entstehen doch auch nicht ungeschickt angelegte Sinafter, in denen sich in einer Kette von Szenen eine Handlung recht flott abrollt.

Aber auch seinem Inhalt nach entfaltet sich das Fastnachtspiel im 15. Jahrhundert immer mehr und zeigt neben dem Possenhaft Burlesken politisches Pathos und religiöse Innigkeit. Immer reicher und voller werden die Töne, die erst so schrill und lustig klangen. Synagoge und Kirche streiten sich um den rechten Glauben; die saustischen Spiele von der Frau Zutta und dem Theophrast zeigen die Macht des Bösen. Der Teufel, als Vater aller Torheiten und Sünden, erscheint bald als betrogener Betrüger, als gefoppter Possenreißer. Sogar die schaurige Prophezeiung vom Antichrist wird satirisch umgebildet und in „des Antichrist Fastnacht“ enthält sich der falsche Messias als Herr der Narrheit. Selbst biblische Stücke, wie das Urteil Salomonis, werden zu Fastnacht gespielt. Zur Zeit Luthers kommt dann ein erster Ton in diese Spiele. Das ausgezeichneste Fastnachtspiel vielleicht, das erste, das unter dem Einfluß des antiken Schauspiels entstand, ist das niederdeutsch-protestantische Drama „Vom verlorenen Sohn“ von Burkard Waldis, in dessen Wirtshauszügen neben dem tiefen Ernst ein derbfröhlicher Humor lebt.

Solch wichtiger und fast tragischer Grundstoff ist aber doch nur eine seltene Ausnahme in den Fastnachtspielen. Gewöhnlich sind sie, auch wo sie Zeitfragen behandeln und die herrschenden Zustände scharf kritisieren, doch von einem herzhaften Lachen und einem groben Spott getragen. So werden zum Beispiel in einer festen Allegorie Fastnacht und Fasten einander gegenüber gestellt und die Fastnacht ist der Sittenverderbnis angeklagt; aber sie wird freigeprochen, weil sie die rechte Zeit für Tollheit und Ausgelassenheit sei; hingegen soll jeder, der nicht fröhlich ist, „zu Dumbbach“ in den Bann erklärt werden. Besonders lähn ist in solchen aktuellen Spielen, die sich mit Fragen der Gegenwart beschäftigen, Hans Schnepferer, genannt Rosenplüt, von Nürnberg, der Wachsenmeister und Wappendichter, dem eine Reihe vorzüglicher politischer Spiele zugeschrieben werden. Im Spiel vom Papst, Kardinal und Bischöfen schiebt immer einer auf den anderen die Schuld wegen des unchristlichen Treibens, die geistlichen Fürsten auf die weltlichen, die Ritter auf die Bürger und Bauern. „Des Türken Fastnachtspiel“ läßt den türkischen Kaiser in Deutschland erscheinen, um Hilfe von aller Not zu bringen. Die Großen protestieren gegen sein Erscheinen in gespreizten Worten, aber die Städter wenden sich an ihn und nehmen ihn auf; ein grimmiger Stolz lebt in des Bürgermeisters prächtiger Rede, eine trotzig Verzeiwung darüber, daß die Städter bei den hoffnungslosen Verhältnissen des Landes als den letzten Ausweg ihre Zuflucht zu dem grausamen Großtürken nehmen müssen. Eine blutige Satire auf das verkommene Ritterwesen ist „Die verdient Ritterschaft“, wo die Abligen dem Kaiser all ihre Missetaten und Fehler beichten. Eine edle Auffassung vom Wesen der Frau, wie sie sich sonst im Fastnachtspiel kaum findet, offenbart sich in dem schönen, der Artus-Sage entstammenden Stück „Der Luneten Mantel“, in dem die junge Königin den Untreue beratenden Mantel getrost anlegt, während die Frau des Narren es lieber nicht tut, da sie nicht recht weiß, wie die Sache ablaufen wird. Sonst ist hauptsächlich von ungetreuen und schlechten Weibern die Rede. Die hohlerische Phyllis benutzt den lieblosen Weltweisen „Aristotiles“ als Reitpferd; die schöne Helena erscheint als Weltverderberin; eine böse Sieben wird in eine Pferdehaut genäht. Besonders werden die alten Weiber mitgenommen, vor denen sogar der Teufel Reißaus nimmt und die man mit herzhaften Schlägen „wieder jung schmiedet“. Schlimm geht's den „Ecktrüppeln“, die sich nur durch Dummstellen, wie beim „Kälberbrüten“, vor dem Jorn der Ehehälste retten können; ihnen folgt die unabsehbare Zahl der Liebesnarren, die zumeist Bauern sind. Als ein echt bürgerliches Produkt, das nur in den Städten gedieh, wendet sich das Fastnachtspiel mit Schärfe gegen die anderen Stände. Die Ritter erscheinen als Verschwender und werden, zum Beispiel im Reithart-Spiel, sogar von den Bauern betrogen und reingelegt; die Geistlichkeit wird bitter verspottet; am schlimmsten aber geht es den Bauern, auf die alle nur erdenkliche Unfläterei und Boterei gehäuft wird. Ihre Unmäßigkeit, Prumptheit, tierisches Wesen zeigt sich schon in den Namen: Pretendul, Wenschlunt, Nasenstank, Müdenstitt, Mollenbauch usw. Ein Symbol bäuerlicher Art wird aufgestellt in dem „Spiel vom Dred“, in dem Bauern und Aerzte ehrsüchtig ein Extremum ungeheuren Umfanges umstehen und den Verfertiger als einen Ierngesundnen Mann loben und preisen. Es bringt auch bisweilen, wie ähnlich im Volksbuch vom Eulenspiegel, der Geist der Diener-

und Anecht'schlaueheit durch, die ihren Herrn an der Nase führen; so im Dialog von Salomon und Markolf, in dem anmutigen Spiel vom „Kaiser und Abt“, demselben Stoff, den Bürger's Ballade behandelt, am genialsten in dem schweizerischen Spiel vom Kluge und Knecht, der einzigen wirklichen Komödie unter den Fastnachtspielen. Es ist das gleiche, aber ganz selbständig behandelte Motiv wie in der klaffischen französischen Farce „Maitre Pathelin“. Der schlaue Anecht betriegt den Bauern, den Tuchkaufmann, dann vor Gericht den Richter, indem er sich auf den Rat seines Anwalts stumm stellt, dann aber auch den Verteidiger, indem er seiner Geldforderung gegenüber ebenfalls stumm bleibt.

Aus einer städtischen Kultur und bürgerlichen Kreisen wächst das deutsche Fastnachtspiel so allmählich zu immer größerer Ausdehnung und Bedeutung. Soweit die deutsche Zunge klang, wurden solche Spiele wohl aufgeführt; wir wissen von Spielen von Neudorf und Lübeck bis nach Basel. Ausgangs- und Mittelpunkt des Fastnachtspiels aber war und blieb Nürnberg. Die beiden ersten Dichter, die wir beim Namen kennen, Rosenplüt und der aus Worms eingewanderte Barbier Hans Holz leben in Nürnberg. Nürnberger sind die Vollender und letzten Vertreter der Gattung, Hans Sachs, Peter Propst und Jakob Ahrer. Hans Sachs ist der Meister der Fastnachtspiele, von denen er 64 geschaffen. Alle Roheit und Gemeinheit ist aus seinen heiter gütigen, lebhaft klaren Szenen entfernt. Er weiß den Stoff, der ihm aus Novellen- und Schwanksammlungen reichlich zufließt, anmutig umzuformen und anzuordnen. Wie rührend schlicht ist seine Frau Wahrheit, die niemand herbergen will, wie harmlos ehrbar sind seine Bauern, selbst wenn sie in lodere Voccaccio'sche Geschichten verwickelt sind! Er wettert gutmütig gegen Weiber und Pfaffen, zeichnet reizende Genrevorgänge, wie im „Krämerskorb“, und versucht sich sogar in so dramatischen Szenen, wie der, wo die Bürgerfrau bei der Supplerin statt des Domherrn ihren Mann trifft. Hans Sachsens bescheiden kleinmalendem Talent war die anspruchslose Form des Fastnachtspiels am gemächsten und er leistete hier dramatisch sein Bestes. Bei Ahrer herrscht bereits der Einfluß der englischen Komödianten, der das Fastnachtspiel zu einem Lustspiel umformt und neue Elemente einführt. Seitdem ist das deutsche Drama noch manch verschlungene Irrpfade gegangen, bevor es zur Höhe kam, aber Fastnachtspiele sind nur noch in bewährter Anlehnung und zu besonderer Ehrung dieser deutschen dramatischen Erstlingsform gedichtet worden, so von Goethe im „Pater Brey“, so von einigen Romantikern, wie Tieck, A. W. Schlegel, Schelling.

Dr. P. L.

Kleines feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

Das Koffein im Tee. Zu diesem Thema, das bereits in Nr. 32 des Unterhaltungsblatts behandelt wurde, wird uns von einem Chemiker geschrieben: Es ist nicht ein und derselbe Stoff, der den Tee, den Kaffee und den Kakao zu anregenden Genussmitteln macht, sondern nur im Tee und Kaffee bewirkt dies das 1820 von Runge in Berlin entdeckte Koffein, das in den Kaffeebohnen zu 1/2 bis 1 Proz. und in den Teeblättern zu 2 bis 4 Proz. enthalten ist. Die Kakaobohnen enthalten statt dessen einen anderen, zwar ähnliche, aber doch deutlich vom Koffein unterschiedenen Stoff, das Theobromin und zwar auch zu 1 bis 2 Proz.

Koffein ist außer in den schon in oberrwähntem Artikel angeführten Kolanüssen noch in einer anderen Pflanze enthalten. So in den in ganz Südamerika als *Herba Maté* als Tee benutzten Blättern einer Stechpalme, *Alex Paraguayensis*, zu etwa 1 Proz. Von diesem Maté oder Paraguay-Tee werden in Südamerika jährlich etwa 30 Millionen Kilogramm als Tee verbraucht; auch in Nordamerika ist der Verbrauch davon nicht unbedeutend, dagegen haben die Bemühungen, ihn auch in Europa einzuführen, ebenso geringen Erfolg gehabt, wie die der Kolanüsse und der aus ihnen hergestellten Fabrikate, da sie dem europäischen Geschmack wenig zusagen. Als koffeinhaltiges Genussmittel ist noch die sogenannte *Guaranapaste* zu nennen, die von den Eingeborenen Brasiliens aus dem Samen eines brasilianischen Strauches, *Paullinia sorbilis*, in Teigform zubereitet und getrocknet in dunkelbraunen Stangen exportiert wird. Guaranapaste enthält bis zu 5 Prozent Koffein. Obgleich es also den höchsten Koffeingehalt hat, ist doch seines eigenen Geschmacks wegen sein Absatz in Europa ein beschränkter.

Alle diese von ganz verschiedenen Pflanzen abstammenden Stoffe verdanken ihre Verwendung als Genussmittel ebenso wie Kaffee und Tee einem mehr oder weniger großen Gehalt an Koffein; sie wurden von den Eingeborenen der verschiedenen Länder ihrer anregenden Wirkung wegen in verschiedenen Formen getrunken, ohne daß sie eine Ahnung davon hatten, daß diese Wirkung bei allen von ein und demselben Stoffe herrührt. Es ist dies ein Beweis dafür, daß der Mensch unter allen Tieren eine bestimmte, angenehme Wirkung auf sein Gefäß- und Nervensystem auszuüben sucht und deren bedarf.

Zu der in oben angeführten Artikel erwähnten „merkwürdigen Ähnlichkeit des Koffein mit der Harnsäure“, möchten wir bemerken,

daß im menschlichen Organismus eine allmähliche Ueberführung des Koffein in Harnsäure stattfindet. Zunächst werden von dem Koffein die Methylgruppen abgespalten und es in Kanthin übergeführt, das sich in vielen tierischen Sekreten, im Blut, Leber und Harn findet und durch weitere Spaltung resp. Oxydation in Harnsäure übergeführt wird. Aber man kann auch umgekehrt auf synthetischem Wege das Koffein aus seinen Zerfallsprodukten herstellen. Diese Synthese des Koffein wollen wir ihrer Schwierigkeit und ihrer wissenschaftlichen Bedeutung wegen hier noch mit einigen Zeilen streifen. Bekanntlich war der Harnstoff der erste organische Stoff, der 1773 von Wöhler künstlich aus unorganischen Stoffen hergestellt wurde, wodurch die bis dahin geltende Ansicht, daß die Bildung organischer Substanzen nur mittels der geheimnisvollen „Lebenskraft“ möglich sei, widerlegt wurde. Seitdem hat man eine Reihe anderer organischer Stoffe aus anorganischen herstellen gelernt, darunter auch die der Harnsäure und des Kanthin. Man hat auch bald die nahen Beziehungen dieser Stoffe zu den Pflanzenstoffen Koffein und Theobromin erkannt. Aber es gelang lange nicht, die Harnsäure in Koffein überzuführen, weil es bisher nicht möglich war, die Harnsäure und das Kanthin zu methylieren. Da kam der Berliner Chemiker Emil Fischer nach langen vergeblichen Versuchen dadurch zum Ziele, daß er Dimethylharnsäure auf einem Umwege herstellte und diese dann in Koffein überführte. Dieser Prozeß war außerordentlich mühsam. Man kann sich denken, daß das auf diese Weise erhaltene Koffein sich wesentlich teurer stellt, als das aus Kaffeebohnen oder Teestaub gewonnene, und daß dieser Darstellung eine praktische Bedeutung vorläufig nicht zukommt. Aber in wissenschaftlicher Beziehung ist die Möglichkeit der künstlichen Herstellung doch ein sehr großer Erfolg, und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß man auch noch einen kürzeren und billigeren Weg dazu findet. Stellte sich doch das zuerst erzeugte künstliche Indigoblau auch wesentlich teurer als das natürliche der Indigopflanze, und doch ist jetzt ersteres weit billiger als letzteres, so daß jetzt das künstliche Indigo in bedeutenden Mengen aus Deutschland nach dem Heimatlande der Indigopflanze, Ostindien, exportiert wird.

Technisches.

Die Flugmaschine der Brüder Wright. Die Anfänge der Wright'schen Flugversuche jenseits des Atlantischen Ozeans waren in ihren ersten Stadien mit einem geheimnisvollen Nimbus umgeben, der sie sehr lange Zeit umschleiert hielt. Anfänglich hielt man die Nachrichten, die aus der Union herüberdrangen, für Humbug oder doch wenigstens für stark übertrieben. Jedenfalls aber wußte man so gut wie nichts von dem Wunderapparat, der nach Schilderungen von Augenzeugen Kilometerflüge zu vollbringen vermochte. Heute verhält sich dies anders. Man kennt die Maße und die Einrichtung des Wright'schen Drachensfliegers recht genau. In der „Deutschen Zeitschrift für Luftschiffahrt“ gibt Ingenieur John Mozenaas, der Gelegenheit hatte, Wilbur Wright auf Flügen zu begleiten, eine genaue Schilderung der Maschine. Er scheidet ihr allerdings die Bemerkung voraus, daß es nicht ratsam wäre, sich an eine Nachahmung zu wagen, um damit Flüge zu vollführen. Ohne jahrelange Arbeit und Erfahrung sind die Handgriffe nicht zu erlernen, deren es bedarf, und man wird jedenfalls klüger daran tun, den Flieger von Wright zu kaufen und sich durch ihn oder einen von ihm ausgebildeten Schüler in die Kunst des Fliegens einführen zu lassen. In der Hauptache besteht der Wright'sche Apparat aus zwei parallel laufenden Tragflächen von 12 1/2 Meter Länge bei 2 Meter Breite. Die Längsrichtung dieser Flächen steht senkrecht zur Flugrichtung. Sie sind in der Flugrichtung leicht parabolisch gewölbt und mit der Hohlseite nach unten gerichtet. Die Vorderseite ist 5 Zentimeter stark, nach hinten zu laufen sie bis zur Stärke des Bauvollstoffes, mit dem sie bespannt sind, spitz zu. Die Tragflächen sind durch zwei Rechen von je acht Streben miteinander verbunden. Die Stabilität des Ganzen wird durch kreuzweise gespannte Stahlfaiten erhöht. Die Streben sowie das ganze Gerüst und die Luftschrauben sind aus „Spruce“, einem sehr leichten und gleichzeitig außerordentlich festen amerikanischen Tannenholz gefertigt. Das ganze Holzwerk ist mit Aluminiumfarbe gespritzt. Die Gesamtlänge des Fliegers beträgt rund 9 Meter und sein Gewicht 354 Kilogramm. Auf der unteren Tragfläche, etwas mehr nach rechts, ist der Motor montiert, der die Luftschrauben antreibt, die nach außen schlagen und sich also in entgegengesetztem Sinne bewegen. Um dieses zu erzielen, ist die Kette, die die linke Schraube antreibt, gekreuzt. Während des Fluges ändert Wright die Geschwindigkeit des Motors nicht. Will er langsamer fliegen, so braucht er nur schneller als unter gewöhnlichen Umständen zu steigen, wodurch der Gang der Maschine eine Hemmung erfährt. Daß Wright's Apparat nicht auf Nadeln läuft, sondern gleichsam abgeschossen wird, bedeutet einen großen Vorteil: es wird so der Abflug auf jedem Terrain möglich, was bei der Nadelmaschine ausgeschlossen ist. Wright braucht lediglich eine 21 Meter lange Holzschiene, einen 8 Meter hohen Fallbock und ein zirka 700 Kilogramm schweres Gewicht. Dinge, die sich binnen kurzer Zeit improvisieren lassen, sofern sie nicht mitgeführt werden können, selbst ein Baum kann den Fallbock ersetzen.